

Mein Weg zum Design Thinking

Design Thinking, ein Ansatz zur Lösung von Problemen und der Entwicklung neuer Ideen, ist zu einem Trend geworden, der auch das Bildungswesen erfasst hat. Was will Design Thinking im Bildungskontext, und wie hat es den Weg der Autorin geprägt?

Von Stella Stejskal.

”

Meist bildet eine lebendige, spielerische und praxisbezogene Art das Fundament für nachhaltige Lernerfolge.

«Design Thinking - in aller Munde», sagt meine Freundin Regina, die Grafik-Designerin, schmunzelt und zwinkert mir zu. Sie hat recht: Design Thinking, ursprünglich ein Innovationsansatz aus der Produktentwicklung, hat seit 2003 in vielen Bereichen Einzug gehalten, auch in der Bildung. Die grundsätzliche Idee dahinter: Mehr Menschen sollen denken und arbeiten wie Designerinnen und Designer, also erst die Problemstellung aus allen Perspektiven erforschen und erst nachher gemeinsam die Ideen zur Lösung sprudeln lassen. Schön - und was soll das nun in der Schule?

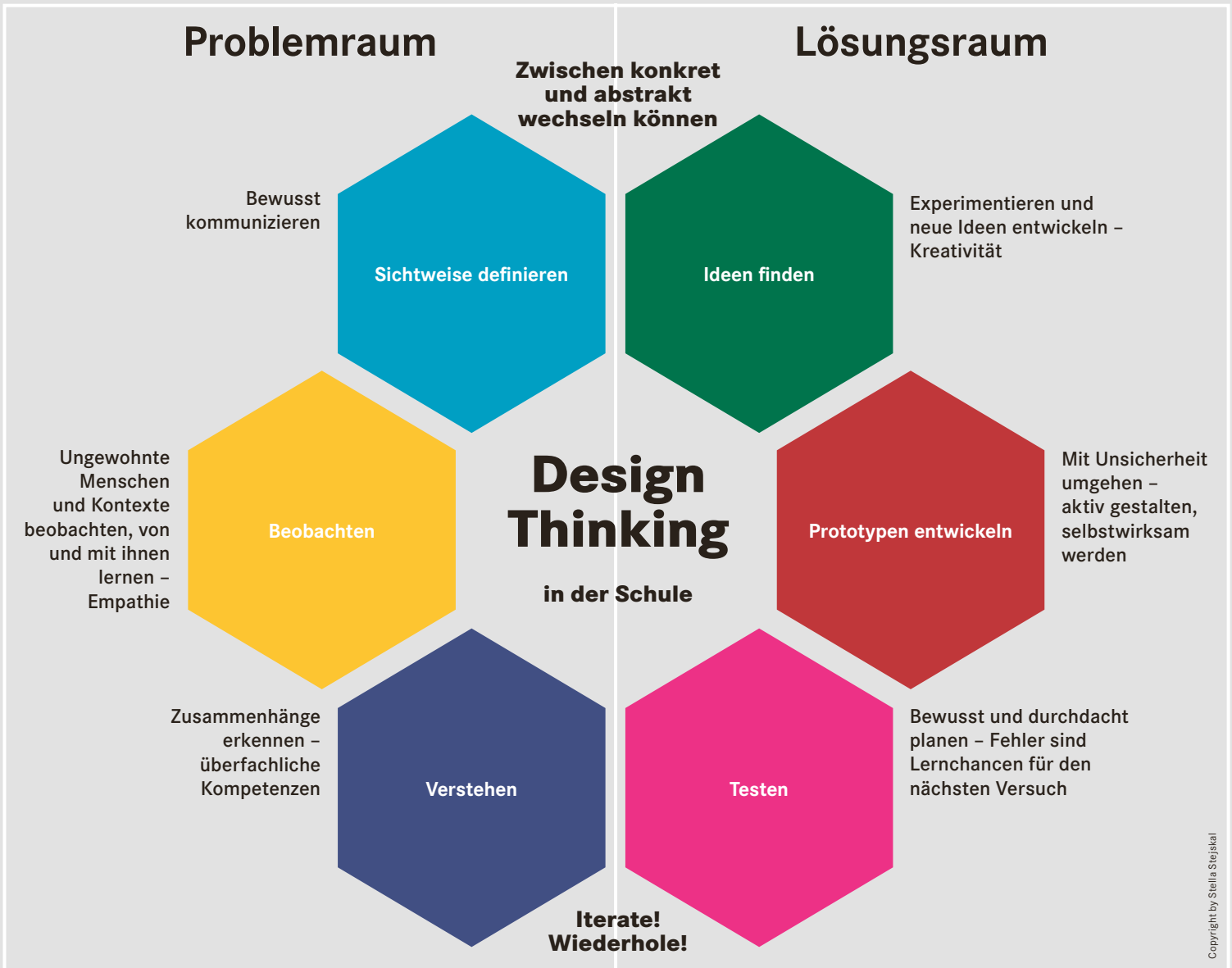
Die Freude am Lernen entfaltet sich vor allem dann richtig, wenn ein Thema mich berührt. Das habe ich in meinen bisher 19 Jahren als Lehrperson begriffen und verinnerlicht.

Meist bildet eine lebendige, spielerische und praxisbezogene Art das Fundament für nachhaltige Lernerfolge. Und genau hier setzt Design Thinking an. Die Methode kann Kindern und Jugendlichen dabei helfen, sich selbst als Gestaltende ihrer Umwelt zu begreifen. Das ist nicht nur gut für die Lernenden, sondern auch für die gesamte Gesellschaft, die auf neue Ideen angewiesen ist.

Der steile Einstieg

«Du musst auf dich Acht geben. Die Schülerinnen und Schüler sind in drei Jahren wieder weg, du hingegen bist hier lebenslänglich.» Mit diesen gut gemeinten Worten hat mich ein älterer Lehrerkollege in mein Amt eingeführt, als ich 2002 begann, in der Innerschweiz zu unterrichten.

Educational Design Thinking



ten. Dort herrschte damals Lehrpersonenmangel, und so schrieb man Lehramtskandidatinnen und -kandidaten im deutschsprachigen Ausland an. Aus ganz Österreich und dem Süden Deutschlands kamen sie, denn ein Schweizer Jahresgehalt wirkte zunächst mal verlockend. Ich kam direkt aus England, wo ich ein Jahr als Language Assistant und Stellvertretungslehrperson verbracht hatte. Trotz dieser Erfahrung war der Einstieg als Klassenlehrperson eines 8. Schuljahrs mit 32 Lektionen Unterricht heftig. Die Jugendlichen wollten mehrheitlich den Übertritt an die Kantonsschule schaffen - meist auf Druck der Eltern. Die Erwartungen an mich waren dementsprechend hoch.

Ich schlug mich durch, gewann Oberhand und stetig mehr Freude an meiner Tätigkeit. Gleichzeitig wuchs in mir mit jedem Unterrichtsjahr die Vermutung und der Wunsch, dass Schule auch ganz anders sein könnte: offener, vielseitiger und der Welt zugewandt.

Mehr begleiten, weniger kontrollieren

Ein Jahr später, bei einer Weiterbildung in Finnland, wurde uns vermittelt: «Ihr müsst das Lernproblem bei den Lernenden belassen». Das war für mich ein Aha-Moment. Ich begriff, dass ich mehr begleiten, mehr ermöglichen, mehr vertrauen und viel weniger kontrollieren muss - zu meinem Wohl und zu dem meiner

Schülerinnen und Schüler. Jahre später erhielt ich die erste Anfrage von einer Familie. Ihr Sohn funktioniere in der Schule nicht und sei zum Time-Out Schüler geworden. «Untragbares Verhalten im Unterricht», fand seine Lehrperson. «Der nervt», fanden die Mitschülerinnen und Mitschüler. «Die verstehen mich nicht», fand der Betroffene, dem nun die Sonderbeschulung drohte. Die Eltern wollten dies vermeiden und entschieden sich daher fürs Home-Schooling. Im Kanton Bern brauchte es zu dessen Begleitung eine diplomierte Lehrperson. Diese Person wurde ich.

Auf ihn folgten bald weitere Schülerinnen und Schüler, die eine begleitende Lehrperson



Die Klimabande mit den Klimaseniorinnen und -senioren auf dem Bundesplatz.

fürs Home-Schooling suchten. Um all diesen Kindern trotzdem ein soziales Lernen in der Gruppe zu ermöglichen, gründete ich eine Lerngruppe. Ich schloss mich mit einer Primarlehrerin zusammen. Gemeinsam betreuten wir neun Lernende zwischen 7 und 14 Jahren, mit sehr unterschiedlichen Hintergründen. Mit dieser heterogenen Gruppe konnten wir gar nicht anders, als projektbezogen und individualisiert zu unterrichten. Um mit den Lernenden die bestmöglichen Erfolge zu erzielen, mussten wir ihre Bedürfnisse genau kennen und verstehen. Das ist exakt auch die Grundlage von Design Thinking: Die Bedürfnisse der Zielgruppe möglichst genau erforschen.

Was wir mit diesen Kindern und Jugendlichen aufbauen durften, war grossartig. Lesen lernten sie durchs Schreiben fantastischer Geschichten, Französisch und Englisch im Austausch mit anderssprachigen Menschen, Mathe durch Finanzbeschaffung und Buchhaltung für ein Gruppenprojekt, die Bedeutung von Strom und Energie durch eine Woche ohne Strom und politische Bildung durch die Gründung der Klimabande sowie durch den Zusammenschluss mit den Klimaseniorinnen und -senioren und den Gang vors Bundeshaus während einer Session.

Unkonventionelle Techniken

Zu dieser Zeit stiess ich auf den Artikel «How Design Thinking can benefit Education» von Samuel Tschepe. Plötzlich ergab die Aussage «Du musst das Lernproblem bei den Lernenden belassen» noch mehr Sinn. Ich verschlang fortan alles, was ich über Educational Design Thinking fand, absolvierte die frei zugänglichen Fernstudien «Design Thinking for Leading and Learning» und «Design Thinking for the Greater Good: Innovation in the Social Sector». Dabei lernte ich viele unkonventionelle Techniken kennen, die helfen können, zu neuen Ideen zu gelangen und dabei Spass zu haben. Wichtiger als einzelne Methoden oder Prozesszyklen ist das Mindset, das mit Design Thinking trans-

portiert wird. Die Universität Stanford, die Wiege des Design Thinking, definiert den Design-Thinking-Prozess neuerdings über die Fähigkeiten, die gefordert und gefördert werden:

- › Mit Unsicherheit und Komplexität umgehen
- › Ungewohnte Menschen und Kontexte beobachten, von und mit ihnen lernen (Empathie)
- › Zusammenhänge erkennen
- › Experimentieren und neue Ideen entwickeln
- › Zwischen konkret und abstrakt wechseln können
- › Bewusst und durchdacht planen
- › Bewusst kommunizieren

Zum Design Thinking

Die Methode wurde in den 70er- und 80er-Jahren an der Stanford Universität in Palo Alto entwickelt. Ingenieurwissenschaften merkten damals, dass eine rein technische Ausbildung den Marktbedürfnissen nicht mehr gerecht wurde. Nebst dem «Was» und dem «Wie» musste neu auch die Frage nach dem «Warum» und «Wofür» beantwortet werden. Daraus entwickelte sich die DT-Methode, die auf drei Prinzipien beruht:

1. Empathie: Die Bedürfnisse der Nutzenden müssen mittels ergebnisoffener und intensiver Recherche erforscht werden. Dabei wird deren Verhalten genau beobachtet und im Hinblick darauf analysiert, was die Nutzenden tatsächlich brauchen.
2. Iteration: Das Ziel wird in Zyklen experimentell und schrittweise angestrebt. Der Prozess wird in verschiedene Mikro- und Makrozyklen unterteilt, die iterativ sind, sich also wiederholen.
3. Lösungs Offenheit: Die Auswahl an Ideen wird von Beginn an möglichst gross gehalten, Fehler sind ausdrücklich erwünscht.

In einem typischen Design Thinking-Prozess erhalten Teams von Anfang an möglichst viel Freiheit beim Arbeiten, denn die Kreativitätsforschung hat gezeigt, dass die gefühlte Hand-

lungsfreiheit auf den Erfolg eines Projektes einen entscheidenden Einfluss hat. Dies lässt sich direkt in die Schule übertragen. Bildungsexpertinnen und -experten sind sich einig, dass im Hinblick auf die Zukunft Kreativität in Schulen stärker gefördert werden muss. Diese entsteht in einem Klima von Begeisterung, und Begeisterung entsteht in Freiräumen offenen Denkens, wenn man Träumen nachgehen darf. Kreativität braucht Raum zum Scheitern ohne Beurteilung.

Ein grosser Erfahrungsschatz

Übrigens, auch mein Lehrerkollege ist mit seiner Annahme gescheitert: Ich bin nicht mein Leben lang Lehrperson geblieben und habe es auch weiterhin nicht vor, jedenfalls nicht ausschliesslich. Nebst dem Unterrichten probierte ich mich in der Sozialforschung, als Autorin, als Co-Gründerin eines soziokratisch organisierten, verpackungsfreien Quartierladens, als Organisatorin eines Lernfestivals und jetzt gerade als Co-Autorin eines Lehrmittels, für das ich unkonventionelle Kreativtechniken sammle und beschreibe. Bei allem, was ich tat und tue, habe ich viel gelernt, und das hat Einfluss auf meine Schülerinnen und Schüler. Ich wünsche mir, dass sie nicht bloss ihre Schulzeit absitzen, sondern sie mitgestalten. Sie sollen zurückblicken können und sagen: «Hier habe ich gelernt, mich selbst besser zu verstehen und zu mögen, ich habe gelernt, Herausforderungen kreativ zu begegnen und mit anderen zusammen etwas zu erschaffen, was jede und jeder von uns einzeln niemals erreicht hätte. Jetzt fühle ich mich fit für das Leben.» ■

Stella Stejskal

Geboren 1978 in Wien, Studium der Pädagogik in Wien, Anglistik und Sportwissenschaft in Bern. Nach einer Unterrichtstätigkeit in England seit 2002 als Lehrerin in der Schweiz tätig.